

Acht Jahre nach New Delhi

Versuch einer Bestandsaufnahme über die Auswirkungen der gegenwärtigen Lage auf Mission und Diaspora

I.

Die 3. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) in New Delhi (1961) markiert einen bedeutsamen kirchengeschichtlichen Einschnitt.

1. Der internationale Missionsrat (IMR), in dem fast alle Missionsträger Europas und Nordamerikas organisatorisch zusammengefaßt waren, wurde mit dem ÖRK verschmolzen. Man erhoffte sich von diesem Schritt weitreichende Wirkungen. Mission sollte nicht mehr die Sache einzelner kleiner Gruppen sein, sondern als Aufgabe der gesamten Kirche anerkannt werden. Die „missionarische Dimension“ wurde den Kirchen eingepflanzt. Neue Impulse für das theologische Denken wie für die konkrete Arbeitsweise der einzelnen Mitgliedkirchen des ÖRK versprachen sich die Delegierten von der Vereinigung beider Organisationen. Nicht zuletzt glaubte man, daß auch die ökumenische Bewegung selbst durch die Einbeziehung der in der Mission tätigen Gruppen erneuert und aktiviert werden könnte, wie das bereits im Einleitungsreferat ausgesprochen wurde¹.

2. Die Dokumente von New Delhi, der Weltkirchenkonferenz, die unter dem Thema „Jesus Christus das Licht der Welt“ stand und die Aspekte von Zeugnis, Dienst und Einheit im Leben der Kirchen herauszuarbeiten versuchte, legen nahe, nach den Auswirkungen auf die Weltchristenheit zu fragen.

a) Der Bericht der Sektion Zeugnis² beginnt mit der Feststellung: „Wir leben in einer kritischen Zeit. Aber die Aufgabe des Zeugnisses für das Evangelium, für Christus ist heute nicht deshalb so dringend, weil die Probleme unseres Zeitalters so brennend sind. Die Dringlichkeit der missionarischen Aufgabe der Kirche ergibt sich aus dem Evangelium selbst . . . Missionarische Verkündigung ist in dieser und jeder Zeit notwendig, damit die blinden Augen dem Glanz des Lichtes geöffnet werden.“ Ein Vergleich dieser Aussage mit den Dokumenten der 4. Vollversammlung in Uppsala wäre lohnend.

¹ Leslie Newbegin, Die missionarische Dimension der ökumenischen Bewegung: vgl. New-Delhi 1961, Dokumentarbericht . . . Ev. Missionsverlag, Stuttgart 1962.

² a. a. O., S. 85.

Weil „Gott sein eigener Zeuge ist“³, weiß die Kirche, „daß das Ergebnis ihrer Mission einzig und allein von Gott abhängt und nicht von eigener Klugheit oder Anpassungsfähigkeit im Ringen um die Selbstbehauptung neben anderen wissenschaftlichen, technischen, nationalistischen, politischen oder religiösen Ideologien.“⁴

b) Im Bericht des Ausschusses für die Kommission und die Abteilung für Weltmission und Evangelisation wird der Zusammenschluß von IMR und ÖRK als Zeichen für die Führung durch „die gütige Hand Gottes . . . in den nächsten Abschnitt der Mission der Kirche“ angesehen und festgestellt: „Die missionarische Aufgabe ist nicht beendet. Sie tritt vielmehr in eine neue und noch dringendere Phase ein. All unsere Sorge füreinander darf uns nicht vergessen lassen, daß zwei Drittel der Menschheit Christus als Licht der Welt nicht kennen. Wir sind es ihnen schuldig, daß sie ihn kennen lernen. Wir haben auf Christus keinen größeren Anspruch als sie. *Nichts, was wir ihnen anbieten können, entbindet uns von dieser Verpflichtung.*“⁵

c) Die Verfassung der Kommission und der Abteilung für Weltmission und Evangelisation⁶ legt als Arbeitsziel fest: „Sie soll darauf hinwirken, daß das Evangelium von Jesus Christus in der ganzen Welt verkündigt wird, damit alle Menschen an ihn glauben und gerettet werden.“ Daraus ergibt sich als Aufgabe der Kommission und Abteilung: „Den Kirchen vor Augen zu halten, daß es ihre Aufgabe und ihr Vorrecht ist, im beständigen Gebet für die missionarische und evangelistische Arbeit der Kirche sich einzusetzen“, sowie „die Kirche an Umfang und Art der unvollendeten evangelistischen Aufgabe zu erinnern und ihnen das Verständnis für die missionarische Verpflichtung zu vertiefen.“

3. Acht Jahre nach New Delhi fragen wir betroffen: Ist der erstrebte Durchbruch gelungen? Wie weit sind die in Aussicht genommenen Pläne durchgeführt? Sind die Kirchen missionarischer geworden? Oder sind wir dem großen Irrtum verfallen, daß auf organisatorischem Weg zu erreichen sei, was an geistlicher Erkenntnis fehlt und nur durch einen geistlichen Prozeß zur Erfüllung gelangen kann?

II.

Zusammenfassend oder gar umfassend kann kein Zeitgenosse das Thema, welche Auswirkungen die gegenwärtige Lage in Kirche und Theologie

³ Vgl. a. a. O., S. 87.

⁴ a. a. O., S. 86.

⁵ a. a. O., S. 272f.

⁶ a. a. O., S. 451 ff.

auf Mission und Diaspora habe, behandeln. Diese Aufgabe muß dem Historiker späterer Zeiten überlassen bleiben. Die Gründe, warum eine umfassende Behandlung unmöglich erscheint, sind mannigfacher Art:

1. Der Begriff „Auswirkungen“ umschreibt die Realität der Bewegungen und des Denkens in Theologie und Kirche nicht mehr hinreichend.

a) Wir erkennen immer stärker, in welchem Ausmaß wir in einem Prozeß von *Wechselwirkungen* zwischen naturwissenschaftlichen, soziologischen, historischen und psychologischen Erkenntnissen einerseits und der christlichen Theologie andererseits stehen. Was in vergangenen Generationen kaum greifbar war, wird immer stärker ins Bewußtsein gehoben. Die brennenden Fragen stellen nicht mehr eine an die Offenbarung gebundene Kirche und Theologie. Sie ist (wenn überhaupt) die *Gefragte*; ihr werden die Themen diktiert, und sie hat auf die „Tagesordnung der Welt“ einzugehen. Daher ist es müßig, über die „Auswirkungen“ nachzudenken, die gewisse Zeiterscheinungen auf Theologie und Kirche haben. *Die* Auswirkung der gegenwärtigen Situation ist, daß die Kirche sich fragen muß, wie sie einer völligen Entfremdung von lebendigen Menschen entgegen kann. Was kann sie tun, um in immer ausschließlicher programmierter Abläufen des gesamten Kulturbereiches ihren Auftrag, an den sie sich gebunden weiß, und an den sie glaubt, auszurichten?

b) Beispiele dafür, daß in dieser komplexen Situation Wechselwirkungen auch zwischen Diaspora bzw. Mission und dem etablierten Kirchentum Amerikas und Europas vor sich gehen, liegen auf der Hand. Mission ist längst kein Einbahnverkehr mehr von den alten Kirchen zu den jungen hin. Die Problemstellung der Konferenz für Kirche und Gesellschaft in Genf (1966) war dadurch bestimmt, daß die stärksten Anstöße aus der „dritten Welt“ kamen. Ihre Wortführer waren der Argentinier Dr. Raould Prebisch (aus der Diaspora!), M. M. Thomas (aus Indien) und Bola Ige (aus Nigeria). In erstaunlichem Umfang sind die Ergebnisse dieser Konferenz bei der vierten Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Uppsala aufgenommen worden.

c) Wechselwirkungen sind aber auch zwischen den Konfessionen und Kirchentümern festzustellen. Handgreiflich wird dies bei einem Vergleich der Kirchenordnungen. Sowohl das synodale Element als auch die Einführung des Bischofsamtes werden in immer umfassenderem Maß Allgemeingut kirchlicher Ordnungen, bei denen nur noch gewisse lokale Eigenheiten die Mischung der beiden Strukturprinzipien bestimmen. Die liturgische Erneuerung der letzten fünfzig Jahre und das Streben nach neuen Ausdrucksformen im Gottesdienst sind quer durch alle

Konfessionen und Kirchentümer erkennbar. So haben z. B. die Negro-Spirituals nicht nur in Europa, sondern auch in Afrika Resonanz gefunden. Eine Weise aus Ghana wird von einem deutschen Pfarrer als „der Erfolg im Kindergottesdienst“ angesehen. In Zukunft dürfte eine Quellenscheidung innerhalb der kirchlichen Praxis und des theologischen Denkens immer schwieriger werden. Auf der letzten Tagung der Kommission für Weltmission des Lutherischen Weltbundes (CWM 1969) wurde beschlossen, einer Interkonfessionalisierung der Mission näher zu treten.

Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

2. Eine Auswirkung der gegenwärtigen Situation ist, daß die Frage, was „Mission“ sei, kaum noch so definiert werden kann, daß allgemeine Anerkennung gegeben wäre.

a) Eine klare Begriffsbestimmung ist selbst innerhalb des Luthertums schwierig. Im Frühjahr 1968 fand eine Tagung statt, die das „Proprium der lutherischen Mission“ herauszuarbeiten versuchte. Das Ergebnis der Tagung war, daß die Teilnehmer einen Eindruck davon vermittelt bekamen, wie schwierig eine überzeugende Umschreibung dessen sei, was die Mission der Kirche *in der heutigen Zeit* ist.

b) Auch eine Standortbestimmung der Rolle und des Berufsbildes für den Missionar kann kaum gegeben werden. Kontrovers ist die Frage, wie ein Missionar in das Gefüge der jungen Kirchen einzuordnen sei, aber ebenso, welche Verbindungen er mit der sendenden Organisation oder Kirche haben müsse. Die „doppelte Loyalität“ des Sendboten zu denen, die ihn gesandt haben und zu denen, mit und unter denen er arbeitet, scheint zwar prinzipiell anerkannt zu werden. Jedenfalls ist erkannt, daß die Begriffsbestimmung „fraternal worker“ (brüderlicher Mitarbeiter) zu wenig aussagt. Trotzdem ist es bisher nicht gelungen, eine überzeugende Missionsordnung auszuarbeiten, die neuen Erkenntnissen ebenso wie der heutigen Lage in den sogenannten jungen Kirchen Rechnung trägt.

c) Die Erkenntnis, die seit der Konferenz von Mexiko (1963) Allgemeingut der Christenheit ist, daß nämlich Mission in „sechs Kontinenten“ getrieben werden müsse, erschwert — so richtig sie ist — eine Umschreibung des missionarischen Dienstes, da sie die geographische Komponente hinfällig machte. Mission kann hinfort nicht mehr als ein Unternehmen der Kirche mit Richtstrahlern in fremde Erdteile angesehen werden. Die Christenheit muß sich stärker als früher bewußt machen, daß sie, wo immer sie lebt, missionarisch zu wirken habe oder sie wird nicht mehr sein.

3. Auch der Begriff der „Diaspora“ ist keineswegs mehr unangefochten. Im „nachkonstantinischen Zeitalter“, in dem es kein Staatskirchentum mehr gibt, besteht die Verantwortung für die „Glaubensgenossen“ in erdrückender anderskonfessioneller Umgebung nicht mehr in derselben Weise wie früher. Zwei Gegebenheiten und die daraus resultierenden Erkenntnisse haben die Begriffsbestimmung schwieriger gemacht:

a) Die Konfessionen haben einander näher kennengelernt. Nach dem zweiten Vatikanischen Konzil können nur noch Sektengeister die römische Kirche als den großen Abfall vom Evangelium ansehen.

b) Die Christenheit als Ganzes lernt sich in der wachsenden nicht-christlichen Weltbevölkerung als in der Zerstreuung lebend verstehen. Die Erkenntnis wächst, daß die Christenheit „ausgesät“ ist, und daß gerade die in der Diaspora Lebenden als Abgesandte der Gesamtkirche an die Menschheit zu wirken haben.

4. Unsere „gegenwärtige Lage“ kann man je nach Gefühlslage beurteilen. Mit dem Begriff „Pluralismus“ umschreibt man sie freundlich. Man kann von einer „Komplexität“ der Gedanken, Systeme und Bewegungen sprechen, wenn man distanziert, neutral registrieren will, oder man kann sie als schreckliche „Verwirrung“ ansehen, wenn man ihr negativ gegenüber steht.

a) Besonders im Hinblick auf Mission und Diaspora kann die Verfahrenheit der Lage kaum überboten werden. Man braucht nur den organisatorischen Aufbau des Missionslebens in Deutschland zu betrachten. Die im vergangenen Jahrhundert entstandenen Missionsgesellschaften bestehen weiter. Kaum eine von ihnen hat Konsequenzen aus der Tatsache gezogen, daß die verfaßten Kirchen konkrete missionarische Verantwortung zu übernehmen bereit sind. Die meisten Gesellschaften verfügen — durch kräftige Finanzhilfen von seiten der Landeskirchen — über materielle Mittel wie nie zuvor. Fast alle haben ihre Satzungen revidiert, aber keine einzige ist zu einer grundlegenden Neuordnung gekommen. Eine Reihe von ihnen möchte sich als „Organ“ der Kirche betrachten, aber nach ihren Satzungen — in denen der verfaßten Kirche einige Rechte eingeräumt wurden — sind sie bestenfalls Prothesen!

b) Die Landeskirchen haben ihr Herz für die Mission entdeckt. Sie stellen großzügig Mitarbeiter für den Dienst in Übersee zur Verfügung. Ihre Aufwendungen für Weltmission und Diaspora haben achtstellige Summen erreicht. Das ist zweifellos ein Ergebnis des „Integrationsbeschlusses“ von New Delhi. Einige der deutschen Landeskirchen

haben sogar durch ihre Synoden die unmittelbare Beteiligung an der Weltmission beschließen lassen. Dies hat aber auch in ihrem Raum nicht zur Flurbereinigung geführt. In ihren Beziehungen zu Jungen Kirchen und in internationalen Gremien treffen sie sich mit Missionsgesellschaften auf gleicher Ebene, d. h. sie können es nicht verhindern, daß ihre Stimme das gleiche Gewicht hat wie die der von ihnen Unterstützten.

c) Darum sind innerhalb Deutschlands eine Reihe von *Arbeitsgemeinschaften* entstanden, in denen Missionsgesellschaften und Landeskirchen ihre Aktivitäten koordinieren. Man ist versucht, von einem Patt im Ringen um eine durchgreifende Neuordnung der Organisation des Missionslebens zu sprechen. Dies macht die gegenwärtige Lage für alle unbefriedigend. Jeder scheint jeden zu vertreten: Die Landeskirchen nehmen Einfluß auf Entscheidungen von Missionsgesellschaften; diese wiederum treten als die Kontaktstellen (meistens verschiedener Landeskirchen) den jungen Kirchen gegenüber auf. An einigen Stellen ist eine Zweigleisigkeit entstanden, die die Partner in Übersee verwirrt und nicht selten in ihren eigenen Entscheidungen lähmt.

d) Durch die politischen Gegebenheiten ist ein gesamtdeutscher Einsatz in der Weltmission und Ökumene unmöglich geworden. Aber auch im westdeutschen Raum herrscht auf „höchster“ Ebene ein nicht voll befriedigendes Nebeneinander. Der Deutsche Evangelische Missionsrat besteht auch nach New Delhi weiter und versteht sich als Vertreter des Missionswillens im Protestantismus Deutschlands. Da es keinen nationalen Christenrat in unserem Land gibt, hat er die Funktion, auch die Kräfte mitzuvertreten, die außerhalb der EKD stehen und deren Missionseinsatz im Vergleich zu ihrer Zahl beachtlich ist, die Freikirchen. Die 1963 ins Leben gerufene „Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission“ stellt durch ihren von EKD und DEMR paritätisch besetzten „Verbindungsausschuß“ ein Bindeglied zwischen den Landeskirchen und den Missionsorganisationen dar. Zu einer klaren Arbeitsteilung ist es allerdings bisher nicht gekommen.

Schließlich ist auch die Verbindung zur Missionsabteilung des Lutherischen Weltbundes, d. h. der von dieser vertretenen Missionsaktivität bisher ungeklärt.

e) Einen fatalen Einfluß hat in unserer „Situation“ die unübersichtliche *theologische Lage*. Während auf der einen Seite fundamentalistische Gruppen aufblühen und gerade in der Mission erstaunlich aktiv sind (es entstehen ständig neue Missionsgesellschaften; bisher wurden 36 gezählt, die außerhalb des DEMR stehen!), läßt sich in den Landes-

kirchen ein Trend zum „Modernismus“ feststellen, der lautstark und oftmals arrogant das Bestehende kritisiert, ohne echte Alternativen aufzuzeigen. Merkwürdig kraftlos ist beiden extremen Gruppen gegenüber eine gemäßigte Mitte. Einstweilen ist nicht abzusehen, was diese Bewegungen in der Theologie und Kirche zur Gestaltung des Lebens für Mission und Diaspora beitragen werden.

III.

Im Blick auf Junge Kirchen und Diaspora ist unsere Haltung durch eine Reihe von Faktoren bestimmt, die man auch nur sehr vage umschreiben kann:

1. Mit „*Unbehagen*“ verfolgt man die Entwicklung auf den ehemaligen Missionsfeldern. Von außen betrachtet stellt man mehr Stagnation als missionarischen Eifer fest. Die Fronten haben sich verhärtet. Der Slogan von Edinburg (1910) „Die Welt für Christus in dieser Generation“ klingt uns Heutigen wie ein Hohn im Ohr. Weder die absolute noch die relative Wachstumsrate der christlichen Kirchen halten mit der Bevölkerungsexplosion auf unserer Erde Schritt. Den meisten Kirchen in Afrika und Asien, aber auch in Lateinamerika, wirft man nicht immer zu Unrecht Immobilität vor. Freilich sollten dies die Kirchen der alten Welt nur zaghaft tun, da auch sie nicht gerade durch besondere, aus dem Evangelium stammende Bewegung gekennzeichnet sind. Viele der jungen Kirchen haben sich in ein Ghetto zurückgezogen, in dem sie ängstlich versuchen, ihren Bestand zu wahren. Es darf zwar nicht bestritten werden, daß es in der Geschichte jeder Partikularkirche Zeiten geben kann, vielleicht sogar geben muß, in denen die Konsolidierung vor dem Vorwärtsdrängen den Vorrang hat. Gefährlich wird die Lage erst dann, wenn die vorhandenen Möglichkeiten der Mission gar nicht erkannt oder aus Kraftlosigkeit nicht wahrgenommen werden. Dies ist allerdings in einer Anzahl von Kirchen der dritten Welt der Fall. Man hat dafür den Begriff „Churchismus“ geprägt, der besagen will, daß die Kirche um sich selbst kreist und mehr mit ihrem Ausbau, der Sicherung des von ihr Erreichten, als mit dem vom Herrn gegebenen Auftrag beschäftigt ist. Untrügliches Anzeichen dafür ist regelmäßig, daß im theologischen Denken die Ekklesiologie im Vordergrund steht.

2. Eine große *Unsicherheit* scheint im Blick auf die nächsten Schritte zu bestehen. Die Entwicklung ist nach allen Seiten hin offen. Einerseits werden die Kirchen als mächtige und kompetente Bundesgenossen von den meisten Regierungen der Staaten Afrikas und teilweise sogar in Asien bei den Aufbauprogrammen angesehen. Andererseits drängt man

auf integrierte Entwicklung auf nationalstaatlicher Ebene, bei der die internationale Verflochtenheit der Kirchen ein irritierendes Moment darstellt. Die Kirchen ihrerseits möchten ihre Verbindungen nach Übersee nicht verlieren. Sie sind finanziell auch noch abhängig von den Missionsorganen in Europa und Amerika, vor allem im Hinblick auf den Aufbau und die Unterhaltung größerer Einrichtungen auf dem Gebiet des Schulwesens und der ärztlichen Arbeit. Diese möchten sie in eigener Regie weiterführen, sind aber an die staatliche Gesetzgebung gebunden und erhalten nicht unbeträchtliche Subventionen ihrer Regierungen. So stehen sie zwischen der Hoffnung, solche Einrichtungen als eigenen Beitrag zum Aufbau der Nation weiterführen zu können, und dem Zwang, ständig weitere Kompetenzen an die Regierung abgeben zu müssen.

Die Unsicherheit bezieht sich auch auf ihren inneren Weg. Eine weitgehend durch pietistische Frömmigkeit bestimmte Moral lockert sich. Die bisherigen Normen der Kirchenzucht werden brüchig und sind nicht flexibel genug, für die sich umformende Gesellschaft richtungsweisende Bedeutung zu gewinnen. Sie waren die Leitlinien der geschlossenen ländlichen und stammesgebundenen Gesellschaft, müssen aber im Blick auf sozialen Umbruch, Urbanisierung und Individualisierung des gesamten Lebens neu durchdacht werden.

3. Mit der Bevölkerungsexplosion geht eine *Wissensexplosion* Hand in Hand. Menschen werden „mündig“, d. h. sie wollen ihre Lebensformen autonom gestalten. Dies stellt die Kirchen vor Probleme, denen sie wegen der Breite und *zugleich* der Intensität, in der sie sich stellen, kaum gewachsen sind. Das wiederum verursacht bei den meisten Kirchenführern und allen für den Weg der Kirchen Verantwortlichen ein Gefühl der „Frustration“. Man fühlt sich überrollt von der Entwicklung und weiß nicht mehr, an welcher Stelle man mit einer neuen Ordnung anfangen soll. Hat es überhaupt Zweck, den Versuch zur neuen Gestaltung des kirchlichen und des öffentlichen Lebens zu unternehmen?

Ein Symptom dieser Frustration ist das „Missionarssterben“. Die Mitarbeiter aus Übersee glauben sich in zahlreichen Fällen nicht ernst genommen, resignieren und ziehen sich aus der Mitarbeit zurück. So hat die Mission ernste Nachwuchssorgen gerade in einem Augenblick, in dem unzählige Türen weit offen stehen. Die Fälle mehren sich, in denen Missionare durch die Regierungen ausgewiesen werden oder durch die einheimischen Kirchenleitungen nicht zurückberufen werden, um nach dem Ablauf einer Arbeitsperiode den Dienst erneut aufzunehmen. Mancher einsatzfreudige Missionar stellt sich bekümmert die Frage,

ob es sinnvoll ist, eine Arbeit überhaupt anzufangen, wenn der Fortgang nach vier bis fünf Jahren völlig ungesichert erscheint.

4. Nie zuvor war in der Geschichte der Kirche die Fülle der *Möglichkeiten* so groß wie heute.

a) Die ganze Welt ist erreichbar geworden. Es gibt keine auf die Dauer völlig verschlossenen Gebiete mehr. Selbst Mauern, eiserne oder Bambusvorhänge, können kein Gebiet mehr so hermetisch abschließen, daß es nicht bei beharrlicher und erfindungsfreudiger Phantasie von ihres Auftrages gewissen Christen erreicht werden könnte. Gewiß werden es nicht in jedem Fall westliche Missionare sein, die den Eingang finden. Dafür ist aber die Kirche als Gottes Volk unter allen Völkerschaften erstarkt. Wo der Europäer politisch suspekt ist, stehen dem Afrikaner Türen offen. Wenn auch Handels- und Verkehrswege gesperrt werden, ist der Äther für Sendungen mit Richtstrahlern in solche weißen Flecken der Weltmissionslandkarte offen, wie das augenblicklich zum Beispiel mit China der Fall ist.

b) Der *Kontakt* mit den Empfängern des Evangeliums unter den Völkern ist zugleich in einer Tiefe und Intensität möglich wie nie zuvor. Wo die „Pioniermissionare“ der vergangenen Jahrhunderte mühsam erste Schritte in der Erforschung und Sitte, Sprache und Gefühlswelt unerschlossener Völkerschaften tun mußten, kann heute auf konkretes Wissen um die Vorstellungswelt dieser Menschen zurückgegriffen werden. Selbst bei dem Erlernen der Sprachen entlegenster Völkerschaften im bis vor kurzem für Fremde verschlossenen Hochland von Neu-Guinea sind Methoden erdacht und erfolgreich erprobt worden, etwa die der Wicliff Bibelübersetzer, die den Kontakt auch mit den „Letzten“ als nicht mehr unmöglich erscheinen lassen.

Der Ansatzpunkte des Kontaktes bieten sich überall in der klein gewordenen Welt für den Zeugen des Evangeliums unzählige!

c) Schließlich ist die *Quantität* der vorhandenen Mittel enorm. Wann konnte die Mission in ihrer gesamten Geschichte — wie sie es heute tut — mit Millionen rechnen? Kaum eine Missionsgesellschaft in Deutschland hat einen Haushaltsplan von weniger als einer Million jährlich. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg mußten dieselben Gesellschaften ihre Ausgaben etwa vom Ertrag einer einzigen Kaffeefarm bestreiten! Die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission allein stellt für übergreifende Missionsvorhaben, wie theologische Ausbildung, Förderung christlicher Literatur, soziologische Studien, Rundfunksendungen und ähnliches aus Deutschland über 8 Millionen DM zur Verfügung.

5. Trotzdem scheint die Desintegration von missionarischem Wollen,

klarer Planung und einfacher Übersichtlichkeit selten geringer gewesen zu sein als in unseren Tagen. Geld und Geist stehen offenbar in umgekehrtem Verhältnis bei den missionarischen Bemühungen.

IV.

Die Begegnung der Kirche mit der säkularen Welt vollzieht sich überall. 1. *Allenthalben* begegnet die Kirche als Trägerin des Evangeliums einer ihr fremden und für ihre Botschaft *jungfräulichen Welt*. Diese Welt ist in ihrem Selbstverständnis gott-los, sie will nur sich selbst leben. Das Radio strahlt die „Stimme des Evangeliums“ in den entferntesten Busch Afrikas aus. Bei der rasanten politischen Entwicklung junger Staaten, die in die einsamsten Gegenden vorangetrieben wird, ist wenigstens der Schatten der Kirche (und damit dessen, wofür sie lebt) anwesend. Entwicklungsprojekte von „Brot für die Welt“ erschließen kaum betretene Landstriche, bauen Wege zu Unbekannten und errichten Zentren, die Ausgangspunkte für Neues werden könnten, im Schmelztiegel exotischer Städte.

Die Begegnung der Kirche mit der säkularen Welt ist *umfassend*. Alte Theokratien fallen zusammen; Monarchien haben keine Zukunft mehr; aber eine neue Generation wächst durch den Ausbau der Schulsysteme überall in der Welt heran. Die Kirche war fast allerorten die Lehrmeisterin, die diese Entwicklung initiierte. Ist sie sich dieser Verantwortung bewußt, und wird sie in dieser Entwicklung den ihr eigentlichen Auftrag ausrichten?

2. Wo die Kirche solche Entwicklung einleitete, haben andere diese weitergetrieben. Die werdende Weltkultur ist von der Technik bestimmt. Die „große Gesellschaft“, die unter Schmerzen geboren wird und alle umfaßt, fühlt sich der Kirche nicht mehr verpflichtet. Aber die Kirche begegnet ihr auf Schritt und Tritt. Ein amerikanischer Architekt führte bei seinem Grundsatzreferat zum Bau einer theologischen Hochschule in Japan aus, was ein Schlaglicht auf alle Gedanken über die „Indigenisation“, das Einheimischmachen, gültig ist: „Ich glaube, wir müssen zugeben, daß ein guter Kirchbau oder eine theologische Schule nicht dadurch einheimisch gemacht wird, daß man Material oder Bauweisen vermeidet, die in der übrigen Welt üblich sind . . . Die Scheidung zwischen Ost und West ist nicht mehr wichtig . . . Ein guter Kirchbau ist nicht so sehr das Ergebnis der Liebe zu Gott, als der Hingabe an die Sache.“ Er verwirft daher die Imitation in jeder Spielart. „Der Architekt muß sich auf die Gegebenheiten jetzt und hier so ehrlich und rein als möglich einstellen“, fährt er fort.

Der Architekt hat damit einen Grundsatz formuliert, der der Kirche für die Begegnung mit der säkularen Welt in jeder Hinsicht gut ansteht. Die krampfhaften Versuche, die in Südafrika zur „getrennten Entwicklung“ der Völker unternommen werden, sehen sich demgegenüber als unreal an. Ihr Ergebnis werden Fossile der Vergangenheit sein.

3. Wieweit sind die Kirchen aber solcher Begegnung fähig, ohne ihren Auftrag, der sie an Fakten der Vergangenheit bindet, aufzugeben? Haben vor allem junge Kirchen die Kraft zu echter Begegnung mit dieser säkularen Welt?

Der zumeist pietistische Ansatz ihres Gemeindelebens und theologischen Denkens (der natürlich auf die Verkündigung der Missionare zurückzuführen ist) hat sie bisher weitgehend die systematische Durchdringung von gesellschaftlichen Problemen vernachlässigen lassen. Die Behandlung ethischer Fragen reicht bei ihnen selten über die Individualethik hinaus.

Ein pragmatischer Fundamentalismus macht sie weitgehend für neue Fragestellungen steril. Bei seinem Zusammenbruch sind daher erhebliche innere Erschütterungen im Gefüge dieser Kirchen zu erwarten. Trotzdem ist in fast allen jungen Kirchen die geistliche Kraft so groß, daß ein neues Aufblühen nach der Krise zu erwarten ist.

4. Leider wiederholt sich in der Kirchengeschichte alles.

a) Wie in Europa läuft den jungen Kirchen die Entwicklung davon, während sie weiterhin als Faktor der *Stabilität* geschätzt werden. Ihre *Mitarbeit* wird anerkannt. Die *Ziele* setzen aber andere. Zur Erreichung dieser Ziele sollen sie einen *Beitrag* leisten; sie können auch hie und da die Entwicklung beeinflussen, aber nur äußerst selten führen sie diese an.

b) Das müßte nicht so sein. „Gesellschaftsdiakonie“ hatten die Kirchen zwar nicht als Programm, wohl aber in der Lebenswirklichkeit ihrer Länder auf vielen Gebieten geleistet. Vier Beispiele sollen das andeuten:

In den ehemaligen Kolonialgebieten waren es die Kirchen, die das Schulwesen aufbauten, lange vor dem die Kolonialregierungen dies überhaupt in Erwägung zogen.

Anschluß an neue Formen und modernere Methoden der Landwirtschaft wurden von den Missionen betrieben: Kakao-Anbau in West-, Kaffee in Ostafrika. Missionare sind es gewesen, die Eingeborenen den Rat gaben, fruchtbare Gebiete zu besiedeln, ehe weiße Farmer ihre Hand darauf legten.

Für den Anschluß an die Weltwirtschaft, der nur durch Ausnutzung kooperativer Handelsorganisationen möglich ist, die einheimischen

Produkte zum Käufer zu bringen, sorgte z. B. die NAMASU in Neuguinea.

Die von der Allafrikanischen Kirchenkonferenz erarbeiteten Empfehlungen für gerechte und sinnvolle Arbeitsbedingungen wurden in einer Reihe von Staaten zur Grundlage der Gesetzgebung gemacht . . .

c) Dennoch: Nachdem die Entwicklung eingeleitet worden war, glichen die Kirchen dem Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht mehr bannen kann. Ihre Möglichkeiten sind beschränkt. Daher werden sie überrollt und in jeder Hinsicht überfordert. Zur geistigen Durchdringung der mit der Entwicklung verbundenen Probleme haben sie keine Zeit mehr. Es fehlt ihnen an systematisch vorbereiteten Experten, zumal sie in vielen Fällen ihre besten Leute großzügig an staatliche Stellen (wo sie natürlich ebenso gebraucht wurden) abgegeben hatten. Ihnen stehen aber auch die finanziellen Mittel nicht in dem reichen Maße zur Verfügung wie den jungen Staaten, die auf Pump leben und durch Entwicklungshilfeprogramme ständig neue Quellen erschließen können.

Diese Situation ist eine ernsthafte Anfrage an die unterstützenden Missionen und Kirchen in Europa und Amerika, noch viel mehr zu tun als bisher. Allerdings ist es nicht damit getan, Gelder zu bewilligen! Viel wichtiger noch ist das Mitdenken. Die eigentliche Hilfe besteht weder darin, daß alle personellen und finanziellen Bitten erfüllt werden, noch darin, daß in Europa und Amerika Entwicklungsprogramme oder eine Missionsstrategie ausgearbeitet wird, sondern allein in der Aufgeschlossenheit den Bitten der jungen Kirchen gegenüber und im verantwortlichen Reagieren darauf. In zähem *gemeinsamem* Ringen müssen die Entscheidungen vorbereitet werden, die den Kirchen in Mission und Diaspora dazu verhelfen, großzügig aufzubauen im ständigen Hinblick auf vorhandene Möglichkeiten und sinnvoll gesetzte Prioritäten.

Dabei kann an einigen Stellen die eigentliche Hilfe darin bestehen, den Kirchen den Mut zum Gesundschrumpfen zu geben.

5. Seit der Konferenz für Kirche und Gesellschaft (1966) ist die Frage einer „Theologie der Revolution“ im Gespräch. So wahr es ist, daß Christen Vorreiter zukunftssträchtiger Entwicklung sein sollen und keineswegs nur das bewahrende Element darstellen dürfen, indem sie ständig auf seiten des Establishments stehen und die bestehende Ordnung stützen, wissen sie, daß die „schöne neue Welt“ *hinter* der Errichtung einer von Menschen geschaffenen neuen Gesellschaftsordnung liegt. Sie haben auszusprechen, daß die menschliche Zukunft — die Zukunft Jesu Christi ist. Ihre „Theologie der Hoffnung“ hat nicht

von der Vollendung menschlicher Möglichkeiten zu schwärmen, sondern durch sie hindurch und hinter dieser Gottes-Vollendung ins Blickfeld zu rücken. Diese Aufgabe wahrzunehmen ist für die jungen Kirchen besonders wichtig und zugleich doppelt schwer, da sie sich im Sog einer Entwicklung befinden, der sie oft kritiklos ausgeliefert sind. In diesem Prozeß wird es auch nicht ohne revolutionäre Veränderungen in vieler Hinsicht abgehen.

Herbert Krimm hat zu diesem Problem im Pfarrerberblatt (2/68) beachtenswerte Ausführungen gemacht. Er fragt z. B.: „Läßt sich von ‚Revolution‘ *im voraus* reden?“ und stellt fest: „Wie hilfreich wäre das Theologumenon von den beiden Herrschaftsweisen Gottes gerade für Vertreter der jungen und der Minderheitskirchen gewesen! Sie hätten zu unterscheiden gelernt, was niemals ungestraft vermischt wird, und hätten sich auch mit der Frage nach Gewalt und Gewaltlosigkeit leichter getan . . . Der, dessen christliches Gewissen ihn an die Seite einer sogenannten Revolution fordert, kann sich keinen Augenblick einem Zweifel darüber hingeben, daß er über kurz oder lang kräftig Gewalt anzuwenden haben wird.“

Noch mehr als die Kirchen der gemäßigten Zonen, die ihre Entwicklung schon hinter sich haben, werden die jungen Kirchen in den Problemen ihrer Völker einsichtig und glaubwürdig machen müssen, daß unsere Welt „einen doppelten Boden“ hat, daß sie „gefallene Welt“ ist. Der Entwicklungs- (oder Revolutions-) Optimismus besteht nicht zu Recht; aber Pessimismus ist der Kirche auch verboten. Welche Haltung soll sie einnehmen, die zum Dienst am Einzelnen und der Gesellschaft gerufen ist — ohne sich Illusionen hinzugeben und ohne der Ideologisierung zu verfallen.

V.

Die Begegnung mit der Welt der Religionen vollzieht sich im Lebensraum der jungen Kirchen mit besonderer Intensität.

1. Die Frage, ob die Technik die Religionen nivelliere, oder ob lebendige Religion sich die Technik assimiliere, ist unentschieden. Georg Vicedom vertritt z. B. die These, daß die Religionen des Ostens nicht daran dächten, dem Säkularismus Raum zu geben, d. h. vor dem Ansturm der Technik zu zerfallen und sich selbst preiszugeben. In der Tat deuten mohammedanische und buddhistische Kongresse darauf hin, daß diese Religionen erwachen und in aggressivster Form zur Missionierung, auch des Abendlandes, antreten. In ihrem Raum sprechen nur Außenseiter vom „Dialog“ mit dem Christentum! Es ist sicher westliche Überheblichkeit, zu glauben, Religionen seien zu zerstören, würden ausgehöhlt

und stürben durch Einflüsse von außen. Sie werden auch nicht bei ausreichender Intelligenz und geschicktem Bemühen die leichte Beute des Christentums, das sich mit der Technik verbündet hat.

Wie schwer tun sich doch christliche Völker und Persönlichkeiten, eine glaubhafte Synthese zwischen echter Frömmigkeit und anerkannter Wissenschaftlichkeit darzustellen!

2. „Begegnen“ die jungen Kirchen überhaupt den Religionen? Viele Missionen (beileibe nicht alle!) haben die Christen der ersten Generation von den Heiden separiert. Sie boten ihnen eine neue Heimstatt auf dem Grund und Boden der Missionsstationen. Solcher Neuanfang war in vielen Fällen nötig und manchmal zum Schutz der Menschen, die sich für das Evangelium entschieden und mit kaum überwindlichen Schwierigkeiten in ihrem Stamm zu rechnen hatten, unumgänglich. Trotzdem hat sich die Tatsache der Aussonderung in den meisten Fällen ungünstig ausgewirkt und eine Gettomentalität gezüchtet. Diese verhindert, daß die Notwendigkeit der Begegnung mit anderen Religionen gesehen, geschweige denn wahrgenommen wird.

Freilich finden in der gegenwärtigen Wirklichkeit der jungen Staaten Begegnungen zwischen Angehörigen der verschiedenen Religionen statt. Über das, was einen am tiefsten berührt, also über Religion, schweigt man aber höflich, wo man auf den anderen trifft.

Unüberhörbar ist auf der anderen Seite, was eine Missionarin aus Japan schreibt: „Man spricht heutzutage viel von der Begegnung der Religionen, vom Gespräch, vom Dialog. — Hier in Kamagasaki (Osaka) aber gibt es keine Religionen, die sich begegnen könnten. Als Christentum ist hier höchstens das nur noch zu Sitten und Gebräuchen gewordene abendländische Christentum bekannt. Und wenn das hier dem zu Sitten und Gebräuchen gewordene japanischen Buddhismus oder Shintoismus begegnet, so passiert dabei gar nichts. Diese Größen können sich ruhig begegnen. Da hat keiner dem anderen etwas zu sagen! Die Begegnung muß viel tiefer erfolgen, viel unmittelbarer, viel menschlicher. Es wird hier um nichts weniger und um keinen anderen gehen müssen als um Christus selber — den Menschen für andere Menschen. Das lernt man hier. Und wir, wir sonst so Starken, wir Redegewaltigen, wir Leute mit eigenem Namen, werden es überhaupt lernen müssen.“

3. Das Schlüsselwort für die Begegnung des Christentums mit anderen Glaubensauffassungen ist heute „Dialog“.

a) Dies Wort hat eine verhältnismäßig kurze Geschichte. Bei der ostasiatischen Christlichen Konferenz 1959 (in Kuala Lumpur) stand der Begriff „Zeugnis“ für die christliche Hinwendung an Menschen an-

derer Religionen noch eindeutig im Vordergrund. Man wollte allerdings über die Sterilität, die durch Barths Sicht der Religionen geschaffen worden war, hinauskommen und beschloß die Errichtung eines Studienzentrums für die östlichen Religionen. Zwei Jahre später war bereits in der Konferenz von Nagpur der Begriff „Dialog“ mit den Religionen in den Vordergrund gerückt. Er wurde von Paul VI. 1964 zum ersten Male für die römische Kirche eingeführt. Der Begriff ist vielschichtig. Er bezeichnet das Ein-ander-Kennen-lernen. Er beinhaltet aber auch, daß beim Gegenüber etwas vorhanden ist, das man als dialogwürdig anerkennt. Die Religionen sind nicht nur der Versuch des Menschen, die ihm von Gott gestellte Entscheidung zu überspielen. Freilich geht das Vaticanum einen Schritt zu weit, indem es den Religionen den Vorhof der Wahrheit anweist. In der Beschäftigung mit ihnen wird die wahre Religion bereichert. Das Vaticanum verkennt dabei die grundsätzliche Perversität des menschlichen Wesens, das auch, ja gerade, die Religionen gegen den Schöpfer als Waffe benutzen kann und dies ausgiebig tut.

b) Die jungen Kirchen brauchen in dieser Lage eine Ermutigung, sich mit den Fremdreigionen ihres Bereiches intensiv zu beschäftigen. Sie sollen darüber hinaus mit ihren Vertretern zusammenarbeiten zur Behebung von Notständen und in der Verwirklichung von Frieden und der Herstellung von Gerechtigkeit. Von staatlichen Stellen der afrikanischen Staaten werden die Religionen ohnehin weitgehend als Parallelererscheinungen angesehen. Dieser Tatsache müssen sie sich stellen. Zugleich müssen sie lernen, *wieweit* sie gemeinsam, aus gleichen Grundanschauungen heraus handeln können.

c) Freilich ist mit dem Dialog, der zu gemeinsamem Handeln führt, ein Risiko verbunden. Aus jedem Gespräch geht der Mensch als anderer hervor. Wenn Glaubenserfahrung eine Realität ist, dann auch die Tatsache, daß diese durch jede Begegnung mit Menschen anderer Religionen moduliert wird. Nur in seltenen Fällen führt der Dialog zu einem greifbaren Ergebnis, daß nämlich einer der Beteiligten seine bisherige Stellung aufgibt und von den Argumenten der anderen Seite überzeugt wird. Oftmals führt er sogar dazu, daß die Partner die Diastase ihrer Überzeugungen schärfer erkennen. Die jungen Kirchen müssen es lernen, trotzdem die Ausdauer zu behalten, einen Dialog niemals zu verweigern, sondern ihn sogar immer wieder anzubieten.

4. Die Haltung der Kirche in der Begegnung mit Andersgläubigen ist durch die Bereitschaft zum *Dienst* gekennzeichnet.

a) Diese Bereitschaft schließt oft genug die Willigkeit zum Opfer, ja zum Leiden mit anderen oder für andere ein.

b) Kirchlicher Dienst kann aber nur in Ausnahmefällen „stummes Zeugnis“ sein. Er ist es, wenn die Kirche in Pioniersituationen noch nicht „sprechen“ gelernt hat oder wo ihr in außergewöhnlichen politischen Situationen der Mund zugehalten wird. Wo sie unter Zwang handeln muß und doch zum Helfen bereit ist, da beginnt auch der „unkommentierte“ Dienst — wie von selbst — zu sprechen.

c) Daß die Kirche zu ihrem Dienst Zeugnis gibt, daß sie ausspricht, warum sie den Dienst tut, ist legitim. Die Liebe Christi durchdringt sie, das darf sie nicht verschweigen. Man sollte nicht die Karikatur der „Reischristen“ ins Feld führen, um zu beweisen, daß Helfen und das Evangelium weitersagen nicht gekoppelt werden dürfe. Wo Missionshospitäler gebaut werden, um Täuflinge anzuwerben, sind sie falsch angelegt. Wo aber menschliche Krankheitsnot gesehen und der Bau des Hospitals verweigert wird, um das Evangelium „reiner“ und unvermischt mit Hilfsmaßnahmen zu verkündigen, da geschieht Sünde.

Daß Zwang oder unlautere Mittel in der Mission erlaubt seien, wird niemand behaupten wollen. Daß aber Christen wollen, andere möchten erfahrene Hilfe als *Gottes* Hilfe erkennen und anerkennen, ist nur zu natürlich. Es wäre pervers, wenn sie nicht ihre ganze Entschiedenheit und ihr glühendes Wollen in die Waagschale würfen, damit der andere zur Begegnung mit Christus gelange.

So wird in den jungen Kirchen die Frage nicht zur Ruhe kommen, warum sie auch für die Nichtgläubigen etwas tun, und wie sie ihren Dienst am wirksamsten gestalten können, und zwar im Blick auf das, was in ihrem Land zu bessern ist, als auch angesichts des Auftrags, zu Christus hin zu rufen.

5. Der Dialog darf tatsächlich bestehende Grenzen nicht verwischen. Der Dienst darf den Glauben nicht überwuchern. In jeder Gemeinde ist der Synkretismus eine latente Gefahr. Daß besonders die jungen Kirchen damit zu kämpfen haben, ist einsichtig. Wenn in Südafrika 2000 Sekten um Anhänger werben, indem sie nationale und Stammestradi-tionen mit christlichen Elementen vermischen, und wenn in Brasilien der Okkultismus bis tief in die Gemeinden hineingreift, so sind dies nur kleine Beispiele für die Notwendigkeit zur Scheidung, der die Gemeinde zu keiner Zeit und an keinem Ort ausweichen kann. Der Dialog wird nicht um des Friedens, sondern um der Wahrheit willen geführt, und der Dienst geschieht nicht, weil alle zur Gemeinde Christi gezogen werden sollen, sondern weil er vom Heiland geboten ist. Wo die Hinwendung zu Ihm gefährdet ist, und wo seine Stimme untergeht unter zusätzlichen Worten, da müssen Christen auch bereit sein, allein zu

stehen und einen schmerzlichen Schnitt zu machen. Zu erkennen, wann solches nötig wird, ist für die „alten“ Kirchen äußerst schwer, bei den jungen Kirchen aber nicht minder.

VI.

Die Begegnung mit anderen Konfessionen und Denominationen vollzieht sich auf anderer Ebene als im Abendland.

1. Es ist maßlos übertrieben, wenn die Vielzahl der Konfessionen, die in den Ländern der dritten Welt nebeneinander arbeiten, als *das* große Hindernis für die Durchschlagkraft der christlichen Verkündigung hingestellt wird. Außenstehende fassen die Christen in ihrem Denken zusammen, ob diese das wollen oder nicht. Sie übertragen die Urteile der einen auf die anderen. Wenn Unterschiede festgestellt werden, dann vor allem zwischen den „Nationalkirchen“, oftmals synkretistischen, meist aber nationalistischen Gruppen mit Sektencharakter, der römischen Kirche und den Protestanten.

Dazu kommt, daß die anderen Religionen ein nicht weniger bunt-scheckiges Bild bieten. Der Islam z. B. ist ja keineswegs eine einheitliche Glaubensgruppe, sondern zerfällt in eine Vielzahl von Richtungen, deren jede ihre eigene Moschee baut, und die Gemeinschaft mit den anderen (oftmals in stärkerem Maß, als das bei den Kirchen der Fall ist) ablehnt.

Innerhalb des Protestantismus verschwimmen die Grenzen. Meistens gehen die Glieder einer Kirche bei der Übersiedlung in ein Gebiet, in dem es keine Gemeinde ihrer Konfession gibt, zu einer anderen am Ort arbeitenden Kirche über. In vielen Fällen erwartet man nicht einmal einen förmlichen Übertritt. Schließlich arbeiten die Denominationen in erstaunlichem Maße gemeinsam.

2. Durch die Nationalen Christenräte ist eine gedeihliche Zusammenarbeit garantiert und wird ständig vertieft. Der staatliche Druck tut das Seine. Von Regierungsseite möchte man nicht mit zu vielen selbständigen, voneinander unabhängigen Körperschaften verhandeln. Aber auch die Erkenntnis, daß man gemeinsam mehr erreichen kann, bietet einen Anreiz zu immer engerer Zusammenarbeit.

Schließlich sind es ökumenische Programme, an denen alle sich über vorhandene Grenzen hinweg beteiligen, die zum Zusammenwachsen beitragen. An den Studien über den „Raschen sozialen Umbruch“, am Fonds für theologische Ausbildung und am Christlichen Literaturfonds sind die Kirchen gemeinsam beteiligt. Dies ist nicht nur nützlich, sondern notwendig, damit die Konfessionen ihre Sondertraditionen, die

oftmals gar nicht in Glaubensüberzeugungen gründen, kritisch betrachten lernen.

Der Abbau von Vorurteilen und die Aufarbeitung nichttheologischer Faktoren in der Spaltung der Christenheit sind in den jungen Kirchen in vollem Gange. In diesem Prozeß stellt sich heraus, daß das nicht überwundene Stammes- oder Kastendenken höhere Barrieren aufgerichtet hat als theologische Einsichten.

Die unerledigten Aufgaben, die die Konfessionen gemeinsam erkennen und in Angriff nehmen, z. B. Bewältigung der kirchlichen Versorgung der Städte, neuer Siedlungsprojekte und der Hochschulen, trägt zu einer erfreulichen gemeinsamen Bewußtseinsbildung bei.

Auch Rom schließt sich seit dem zweiten Vaticanum nicht mehr grundsätzlich aus. Die Fälle mehren sich, in denen gemeinsam gehandelt und gedacht wird.

3. Diese Fakten können aber die Tatsache nicht verdecken, daß noch Unterschiede der Frömmigkeitstypen und der theologischen Überzeugung bestehen. Lucas Vischer hat in der Februar-Nummer von „Kirche in der Zeit“ (1967) beherzigenswerte Ausführungen über die Stellung und Aufgabe der konfessionellen Familien in der ökumenischen Bewegung gemacht. Er führt u. a. aus, daß der „Text (der New Delhi-Formel) kaum darauf eingeht, auf welche Weise die Gemeinschaft unter den verschiedenen einzelnen Kirchen hergestellt werden soll“. Er fordert, daß daran weitergearbeitet werden soll, eine Aussage zu finden, die einleuchtend macht, in welcher Gemeinschaft „alle an allen Orten“ stehen, nachdem betont worden ist, daß die Gemeinschaft aller an jedem einzelnen Ort hergestellt werden müsse.

Er stellt fest: „Wenn einige Konfessionen auch der Überzeugung sind, die eine heilige Kirche zu sein und darzustellen, ist doch keine in der Lage, darüber Auskunft zu geben, wie die Einheit der Kirchen heute auf universaler Ebene zum Ausdruck kommen müsse. Sie sind alle damit beschäftigt, den Weg dazu erst zu finden. Auch die Kirchen, deren ekklesiologische Voraussetzungen dazu klar und eindeutig sind, wie die orthodoxe und die römisch-katholische, müssen ihre Überzeugung im Blick auf die ökumenische Bewegung und die Auseinandersetzung mit der modernen Welt neu bedenken und bewähren. Solange aber das Ziel nicht *gemeinsam* geklärt ist, kann auch nicht gesagt werden, welche Aufgabe einerseits der Ökumenische Rat und andererseits die verschiedenen Organisationen in der ökumenischen Bewegung haben.“

4. Das Luthertum, das die Verbundenheit der Kirchen mit gleichem Bekenntnis über die Nationalgrenzen hinweg pflegt, hat die Chance, eine

nüchterne, fortschrittliche ökumenische Theologie zu entwickeln. Es sollte immer die Gefahr erkennen, die in einer provinziellen Konsolidierung innerhalb eines Staatsgebietes liegt, und es weiß sich seit Augsburg verpflichtet, in seinen Bekenntnisaussagen für die Gesamtheit zu sprechen.

In solcher ökumenischen Theologie müßten die Akzente für das Leben der Kirche gesetzt und die Antwort auf gegenwärtige Herausforderungen gegeben werden. Damit würde sichergestellt, daß in Glaubensdingen nicht pragmatisch gedacht wird. Das Faktische hat eine normierende Kraft. Es darf aber für Leben und Ordnung der Kirche nicht das letzte Wort bleiben. Den Vorrang muß die theologische Reflexion behalten.

Solche ökumenische Theologie wird in das Ringen um gemeinsame Aussagen eintreten. Es muß doch artikulierbar sein, was Inhalt des Glaubens ist, zumal in einer Welt, die einer sich annähernden gemeinsamen Zivilisation entgegenstrebt und in der die Technik, die alle bestimmt, genügend Gemeinsamkeiten herstellen kann.

Die ökumenische Theologie soll auch aufweisen, wie der lebendige Glaube in der Liebe tätig wird. Damit wird die unfruchtbare Ablehnung der Zusammenarbeit mit anderen ebenso überwunden wie das Beharren auf „Unterschiedslehren“, die zwar Mißtrauen kultivieren können, aber für die gegenwärtige Formulierung des ererbten und zugleich lebendigen Glaubens keine Bedeutung haben.

Wo das Luthertum eine ökumenische Theologie entwickelt, hält es sich zwischen Rom und den Schwärmern. Die viva vox Evangelii spielt in ihr eine ebenso bedeutende Rolle wie die Betonung der kirchenkonstituierenden Bedeutung der Sakramente, in denen der Deus incarnatus verehrt wird und die Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen gleichzeitig mit der Gemeinschaft, die Christen untereinander haben, sichtbar wird. Sicherlich sind die Bekenntnisse der Lutherischen Kirche nicht nur auslegungsfähig, sondern fortbildungsbedürftig.

Hier haben gerade die jungen Kirchen in den kommenden Zeiten ihren Beitrag zu leisten. Noch ist ihre Stimme sehr zurückhaltend, aber sie muß in der nächsten Generation aufmerksam gehört werden.

5. Lucas Vischer hat in der Ökumenischen Rundschau (2/67) einen Aufsatz über die Bedeutung der Bekenntnisse für die Kirche von heute zur Diskussion beigesteuert. Darin führt er aus: „Wir befinden uns in einer seltsam zwiespältigen Lage. Wir sehen zugleich die Zerbrechlichkeit und die Wirksamkeit der Bekenntnisse. Wir stellen einerseits fest, daß Christen aller Kirchen ihre Vergangenheit in Frage stellen und das

Evangelium auf neue Weise zu bezeugen suchen. Wir sehen auf der anderen Seite, daß die Vergangenheit auch immer Gegenwart ist. Sind wir in diesem Zwiespalt gefangen? Oder gibt es einen Ausweg daraus? Sollen wir denen folgen, die das Bekenntnis als für die Gegenwart bedeutungslos erklären, die nach einem radikal neuen Anfang streben? Oder können wir die Bekenntnisse auf eine Weise verstehen, die es dennoch erlaubt, zu neuen Ufern aufzubrechen?“

Vischer zeigt dann drei Wege auf, die für das Verständnis des Bekenntnisses heute eine Rolle spielen:

a) Der Rückgriff auf die Schrift als Relativierung der „Sonderbekenntnisse“. Die neutestamentliche Diskussion läßt uns zweifeln, ob dieser Weg sehr weit führen kann. Er stellt dazu fest: „Die Geschichte, die zwischen dem apostolischen Zeugnis und dem heutigen Leser liegt, kann nicht übersprungen werden.“

b) Bekenntnisse der Vergangenheit als *Beispiele* oder *Modelle*, die unter gewissen Umständen auch in der Gegenwart etwas zu sagen haben. Er wendet dagegen ein: „Wir würden gerade nicht geschichtlich genug denken, wenn wir die Geschichte in einzelne Situationen zerlegten und aus den einzelnen Situationen Modelle machten, deren wir uns wie in einem Geschäft je nach Bedarf bedienen. Der Zusammenhang der gesamten Geschichte muß festgehalten werden.“

c) Forderung der Neuformulierung von Bekenntnissen. In der Regel geht dieser Vorschlag von der Unterscheidung zwischen Inhalt und Form des Bekenntnisses aus. Vischer weist als Musterbeispiel für diese Art des Vorgehens auf das Vaticanum hin. Er stellt fest, daß hier sowohl der Zusammenhang der Geschichte als auch die bleibende Gültigkeit der Bekenntnisse ernst genommen ist. Trotzdem „kann niemand behaupten, daß die Folge davon ein konfessionalistischer Immobilismus wäre“.

Nur darin ist diese letzte Methode fragwürdig, daß sie von der Annahme bestimmt wird, einmal von der Kirche Verkündigtes und Anerkanntes muß durch alle Zeiten gültig sein. Diese Überzeugung kann sich in doppelter Weise auswirken: Das, was nur heute ausgesagt werden müßte, wird entweder zu sehr an das Frühere angeglichen, oder die früheren Formulierungen werden — entgegen ihrer ursprünglichen Bedeutung — so gedehnt, daß sie auch das Neue zu decken vermögen.

6. Das bringt uns zur Forderung der Weiterentwicklung des Bekenntnisses.

a) Der Prozeß des Bekennens ist für die Kirche nie abgeschlossen. Nicht nur die neue Weltsituation allgemein, sondern auch die Lage der

jungen Kirchen ganz speziell, fordern gebieterisch klare Aussagen über Fragen, die bisher noch nicht ins Blickfeld der Gemeinde Christi getreten waren. Solche Aussagen müssen natürlich in einer Weise gemacht werden, daß sie nicht nur für *eine* Region gelten.

b) Bei der Begegnung mit dem Islam muß verdeutlicht werden, was die Bibel für den christlichen Glauben bedeutet, im Unterschied zu der Rolle, die der Koran für einen Mohammedaner spielt. Gelingt es, diese Aufgabe zu lösen, könnten die Ergebnisse von unschätzbbarer Bedeutung für den Streit um die Bibel werden, der augenblicklich unsere Situation bestimmt.

c) Im Blick auf die afrikanische Geisteswelt wäre zu bekennen, wie sich der Geist Gottes zu den Geistern verhält. Gelingt es, diese Aufgabe zu lösen, wäre auch unserer Verkündigung ein Dienst getan.

d) Die Begegnung mit dem Buddhismus legt nahe, zu präziseren Aussagen über die Schöpfung zu kommen, die in den überkommenen Bekenntnissen nicht explizit gemacht wurden. Verbindliche Aussagen über den Schöpfungsrealismus können zu einer nüchternen, positiven Wertung der Materie führen, wodurch wiederum eine Antwort auf Fragen des abendländischen Säkularismus gegeben würden.

e) Ist es in diesem Zusammenhang vermessen zu sagen, daß bei der Weiterbildung des Bekenntnisses solenne Erklärungen nicht nur Affirmativa, sondern auch Negativa auszusprechen hätten?!

„Die Auswirkungen der gegenwärtigen Lage auf Mission und Diaspora“ sind also nicht nur darin zu erblicken, daß die Kirchen in aller Welt durch äußere Einflüsse in Wechselbeziehungen getreten sind, sondern vor allem darin, daß die in dieser Situation liegende Möglichkeit der Kirche zu neuen Äußerungen ihres Glaubens und zum Zeugnis für den Christus, der Seine Gemeinde in alle Wahrheit führen will, verhilft. Auch die verwirrende Situation von Mission, Kirche und Diaspora im ausgehenden 20. Jahrhundert ist ein Kairos Gottes.

Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen. Unsere Nachkommen werdens auch nicht sein; sondern der ists gewesen, ists noch und wirds sein, der da sagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. 28, 20).

Martin Luther